

liches Werk. . . am Ende der kurzen Geschichte des Hilfswerks“ stand (S. XII), über das seitdem, zumal Sachkundiges, wenig bis gar nichts geschrieben worden ist.

Auf der Konferenz von Treysa, noch vor Gründung des Rates der EKD dort, war die Etablierung des Hilfswerks grundsätzlich beschlossen worden. Daß aber die, die damals ihre Zustimmung dazu gegeben hatten, die Konsequenzen überblickt hätten, wird man nicht sagen können: Das Verhältnis zum ÖRK, zum Außenamt der EKD, zu den Freikirchen und zur Inneren Mission war grundsätzlich ungeklärt. Bedeutende Spannungen und gewichtige Kompetenzrängeleien waren zu erwarten. Und doch gelang es, zwischen 1946 und 1948 das Hilfswerk zu konsolidieren und auszubauen, nicht nur im Blick auf seine praktische Tätigkeit, sondern auch hinsichtlich seines kirchlich-theologischen Selbstbewußtseins: „In der Kirche geboren, in der Kirche geblieben, nicht neben oder außerhalb der Kirche, ist das Hilfswerk der Evangelischen Kirche in Deutschland lediglich ein Atemzug der betenden und dienenden Gemeinde. Es ist eine Funktion der Kirche selbst, es ist Kirche in einem Teil ihrer Aktion“ (268), so beschrieb Gerstenmaier 1950 auf der EKD-Synode in Weißensee die Arbeit der von ihm geführten Einrichtung.

Wie es dann zum allmählichen Niedergang kommen konnte, ist eine schwierige Frage. Manches hat dazu wohl beigetragen: Die ganz aktiven Nöte wie sozialer Wohnungsbau und Vertriebenen-Eingliederung klangen allmählich ab; für den ÖRK wie auch für die EKD nahm das Zentralbüro des Hilfswerks eine immer mächtigere Stellung ein, was zu allerlei Spekulationen (ver)führte. Umfang und Art der Tätigkeit des Hilfswerks riefen zunehmend

Bedenken und Verdächtigungen auf den Plan. Es besaß ein spürbares kirchenpolitisches Gewicht und es verstand sich immer erkennbarer „nicht mehr nur als Beitrag der Kirche zur Bewältigung der Nachkriegsnot . . . , sondern . . . als Beginn einer Erneuerung der Diakonie, wenn nicht als eine Erneuerung der Kirche von der Diakonie her“ (371).

Das Hilfswerk war somit zu einem Problem geworden. Es wurden verschiedene Anläufe gemacht, Ordnung in die Sache zu bringen: Artikel 15 der Grundordnung der EKD, „Speyerer Ordnung“ von 1948, die Hilfswerkgesetze von 1949 und 1951.

Am Schluß der zähen und langwierigen Bemühungen steht dann die Zusammenlegung von Central-Ausschuß und Zentralbüro 1957, also der schwierige Versuch, unterschiedliche Erbstücke harmonisch unter ein gemeinsames Dach zu bringen. Noch ungeschrieben ist die Darstellung dessen, was daraus geworden ist, wie es zum Diakonischen Werk der EKD kam und welchen Verlauf dieses seitdem genommen hat.

Hd.

Günter Jacob, Umkehr in Bedrängnis. Stationen auf dem Weg der Kirche von 1936 bis 1985. Kaiser Traktate 86. München 1985. 96 Seiten. Paperback DM 12,-.

Das Bändchen enthält vier zeitlich weit auseinander liegende Vorträge des BK-Pfarrers und späteren Generalsuperintendenten von Cottbus. Sie verdanken sich bei einem so engagierten Kämpfer stets einer besonderen Herausforderung. Darüber wird in einem kurzen Vorspann berichtet. So galt es 1936 vor der ersten Bekenntnissynode der Altpreußischen Union in Breslau die nebulösen Hoffnungen zu verschrecken, die sich für viele der damals Bekennenden mit den vom Staat zur angeblichen Be-

friedung des Kirchenwesens eingesetzten „Kirchenausschüssen“ verbanden. Der ökumenisch wichtige Aufsatz von 1949 „Die Sendung der eucharistischen Bruderschaft“ zeigt in die Trümmerlandschaft der Nachkriegsjahre hinein auf, woran sich die Sammlung der Versprengten und der Wiederaufbau der Gemeinden orientieren sollen. Der dritte Beitrag entstand als Rechenschaft und Wegweisung an die damals noch gemeinsame EKD-Synode, in der 1956 wieder viele zurückblickten und überschlugen, ob nicht doch Elemente aus dem nach Konstantin erbauten Haus auch jetzt weiterzuverwenden seien. Am ehesten eingeholt und insofern auch überholt ist der jüngste futurologische Beitrag „Die Zukunft der Kirche in der Welt des Jahres 1985“ von 1967, dem zu begegnen jedoch deshalb wertvoll ist, weil daran sichtbar wird, daß auch von den Konkretisierungen einer prophetischen Stimme gilt, was Sprüche 16,9 von unseren Vorstellungen von der Zukunft und Gottes Lenkung unserer Wege sagt.

Besonders eindrucksvoll ist im ersten Beitrag die Unterscheidung dessen, was eine Kirche zur Kirche macht und was sie unabhängig von ihrer Größe zur Sekte werden läßt, sowie der Satz, mit dem der zweite Beitrag schließt: „Die eucharistische Bruderschaft ist auch heute täglich gerufen, in Martyrie, Liturgie und Diakonie die Herrschaft Jesu Christi und damit zugleich die Ohnmacht der Dämonen sieghaft zu bezeugen!“

Dem Verlag sei gedankt, daß er dieses wichtige prophetische Zeugnis wieder bzw. für viele erstmalig zugänglich macht.

VO

*Christoph Klein, Auf dem andern Wege.
Aufsätze zum Schicksal der Sieben-*

bürger Sachsen als Volk und Kirche.
Martin-Luther-Verlag, Erlangen 1986.
224 Seiten. Leinen DM 25.—.

Für die siebenbürgisch-sächsische Kirche, für die Gemeinschaft der Siebenbürger Sachsen und für jeden einzelnen von ihnen steht heute die Frage nach der Auswanderung oder nach dem Bleiben in einer Weise im Vordergrund und Mittelpunkt, „wie es bisher, selbst vor einigen Jahren, noch nicht der Fall war“ (13). Das Gehen ist verbunden „mit dem Verlust der alten Heimat mit allen ihren Werten an Identität, Kirchlichkeit, Gemeinschaft, Brauchtum, auch Bodenverwurzelung, die wir Menschen – und gerade wir Siebenbürger Sachsen – so sehr brauchen“ (a. a. O.). Wer bleibt, hat zu rechnen mit „der Auflösung in die Diaspora, der Bedrohung der Muttersprache, dem allmählichen Verlust der eigenständigen Kultur sowie der menschlichen, familiären und gesellschaftlichen Isolation“ (13f). Christoph Klein kennt aus eigener Anschauung alle diese Probleme: Die Not der Einzelentscheidung (wenn es noch eine solche ist!) und welche verheerenden Konsequenzen sie – in der Summe – für Volk und Kirche der Siebenbürger Sachsen hat. „Sie kann nicht angerufen werden zu entscheiden, welcher von beiden der ‚richtige‘ Weg ist. Das ist schon darum nicht möglich, weil es – heute muß man wohl so sagen – in beiden Fällen keine reale Entscheidungsmöglichkeit gibt. Außer denen, die bleiben wollen, und denen, die gehen wollen, gibt es viele, die bleiben müssen, weil ihnen die Möglichkeit zum Gehen fehlt, und auch viele, die gehen, weil über sie bestimmt wird. Aber die Kirche muß auch festhalten, was so viele empfinden, daß dieser andere Weg in beiden Fällen nicht der Ausweg für sie als Kirche und auch nicht für das Kirchenvolk ist“ (13).